

Mein Vater und  
die Gummi-Ente ...

---

# Demenz

Angehörige erzählen

Ute Dahmen

Annette Röser

**Gespräche und  
Erzählungen von und  
mit Angehörigen**

unter anderem mit:

Henning Scherf

Purple Schulz

Tilman Jens

David Sieveking



SingLiesel

Mein Vater und die Gummi-Ente ...

**Demenz**  
**Angehörige erzählen**

Ute Dahmen  
Annette Röser

SingLiesel Verlag

ISBN 978-3-944360-82-9

© 2015 SingLiesel GmbH, Karlsruhe  
[www.singliesel.de](http://www.singliesel.de)

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen, Bilder oder Aufnahmen durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier oder unter Verwendung elektronischer Systeme.



SingLiesel

## Ticktack-Opa und sein Ninja-Schwert

*Pia Embach ist 35 Jahre alt, Mutter von zwei kleinen Töchtern und Enkelin von Opa Oskar, der demnächst 92 wird. Noch immer sind er und seine Frau Anni Mittelpunkt der Großfamilie, die sich einmal die Woche zum gemeinsamen Abendessen trifft. Obwohl Pia neunzig Kilometer zum Haus ihrer Großeltern fahren muss, packt sie ihre Mädchen jeden Donnerstag ins Auto und nimmt den langen Weg auf sich. Denn Donnerstag ist Ticktack-Opa-Tag.*

Ticktack-Opa? Pia runzelte die Stirn und konnte sich zunächst keinen Reim darauf machen, was ihre kleine Tochter damit meinte. Erst als das Kind mehrfach darauf beharrte, klingelte es plötzlich in Pias Kopf. Klar! Opa Oskar war der Uropa ihrer Mädels, das klingt wie „Uhr“, und eine Uhr macht eben „ticktack“. Seitdem ist Oskar für Pias Kinder und die fünf anderen Urenkel der Ticktack-Opa und seine Frau Anni die Ticktack-Oma.

Zu Anni hatte Pia schon immer ein enges Verhältnis. Sie war die warmherzige Bilderbuch-Oma. Der Großvater hingegen, der für Reparaturen am Fahrrad zuständig war, wirkte stets ein wenig streng. Seit Oskar mit Alzheimer-Demenz lebt, fühlt sich Pia ihrer Großmutter noch mehr verbunden. „Unser Leben ist in vielen Situationen ähnlich“, hat die Enkelin festgestellt. So wie ihre fünf- und zweijährigen Töchter von ihr erwarteten, dass sie ständig da sei, wolle der Opa, dass die Oma die ganze Zeit bei ihm sitze. Doch im Gegensatz zu ihm, der in seiner „zeitlosen Welt“ lebe, organisiere Anni noch immer den Haushalt.

So steht sie zum Beispiel in der Küche, versunken in eine Arbeit an der Spüle, da schleicht Oskar sich an, leise wie ein Indianer auf dem Kriegspfad, packt sie von hinten und kitzelt sie. Anni, die ihn nicht gehört hat, zuckt zusammen, schreit, rudert mit den Armen, ist so erschrocken und aufgeregt, dass sie das Gleichgewicht verliert, fällt auf ihren Mann, der hinter ihr steht, und reißt ihn mit zu Boden, sodass beide wie die Maikäfer, Arme und Beine in der Luft, auf den Küchenfliesen liegen. Oskar kichert vor Vergnügen, Anni ist wütend. Aufstehen können sie beide nicht. Zum Glück trägt sie ein Notrufarmband und kann Sohn und Schwiegertochter, Pias Eltern, verständigen, die im selben Haus wohnen.

Als Pia von dem Vorfall erfährt, muss sie lachen, glücklicherweise ist nichts Schlimmes dabei passiert. Aber sie weiß, dass diese unbeschwerte Sichtweise nur ihr als Enkelin vorbehalten ist. „Es macht einen Unterschied, ob dein Vater oder dein Großvater betroffen ist“, sagt sie.

Und erst recht, wenn es sich um den Urgroßvater handelt, den Ticktack-Opa. Er ist der Star für seine Urenkel. Das siebente und jüngste Urenkelchen ist mit sechs Monaten zwar noch zu klein, um den Unterhaltungswert von Oskar zu schätzen, für alle anderen sind die Donnerstagnachmittage Showtime mit Opa. Wie ein Zirkusdirektor in der Manege thront er in seinem Sessel mitten im Wohnzimmer und dirigiert die fröhlich aufgeregte Schar. Die Kinder hängen an seinen Lippen, wenn er Anweisungen erteilt, wie die Decken für den Bau einer perfekten Höhle gefaltet werden müssen. Großzügig überlässt er die Greifhilfe seinen Anhängern, die sie, je nach Alter und Geschlecht, zum

Hexenbesen für Bibi Blocksberg oder zum Ninja-Schwert umfunktionieren.

Zum Glück betritt Pia gerade das Zimmer, als Oskar, der viele Jahre lang Übungsleiter im Turnverein war, seinen Fans einen Purzelbaum demonstrieren will. Das Vorhaben muss vertagt werden, und Ticktack-Opa tröstet seine Urenkel, indem er die offizielle Erlaubnis erteilt, gemeinsam die Süßigkeitenschublade zu plündern. „Ihm schmeckt fast nichts mehr außer Süßem“, sagt Pia und zeigt Verständnis, wenn die „Zwerge“ konspirativ verkünden: „Ticktack-Opa will noch ein Eis!“ Logisch, dass die Kleinen auch eines bekommen. Zufrieden und erschöpft löffelt die eingeschworene Truppe ihr Eis und sieht dabei fern: Kinderprogramm, aber am liebsten „hundkatzemaus“.

„Keine Haare und keine Zähne verstehen sich gut“, witzelt Pia und kann sich nicht erinnern, dass sie als Mädchen so viel Spaß mit ihrem Opa hatte. Mit fortschreitender Demenz sei er viel herzlicher geworden.

Das empfindet auch Oma Anni so. In ihren 68 Ehejahren mit Oskar war nie viel Zeit für große Gefühle. Er arbeitete als Werkzeugmeister, sie kümmerte sich um die vier Söhne, den Haushalt und den großen Garten. Wenn sie abends gemeinsam eine Volksmusiksendung ansahen, mokierte er sich immer über die romantischen Texte. Jetzt ist er es auf einmal, der ständig von der Liebe spricht. Manchmal sieht er sie an und sagt diese drei kleinen Wörter: „Ich liebe dich.“ Einfach so. „Noch nie in meinem ganzen Leben“, sagt die 86-jährige Anni, „habe ich so viele Liebeserklärungen bekommen.“ Er, der ihr täglich die Schnürsenkel bindet, weil sie sich wegen Rückenproblemen

nicht mehr bücken kann, sorgt sich um sie: „Wer macht das dann, wenn ich nicht mehr da bin?“ Im Augenblick kommen die beiden noch ganz gut zurecht – mit Unterstützung eines Pflegediensts, fünfmal die Woche Essen auf Rädern, täglich schaut jemand aus der Familie vorbei.

Und dann gibt es ja die Donnerstage, die harmonischen Treffen von vier Generationen. In der warmen Jahreszeit kocht Pias Bruder draußen in der Sommerküche. Ticktack-Opa schiebt die Kinder auf seinem Rollator durch den Hof und singt lauthals „Tuff, tuff, tuff, die Eisenbahn ...“ Erholt er sich dann im Liegestuhl, planschen die Kleinen im Waschtrog und kreischen vor Vergnügen, wenn er sie mit der Gießkanne nass spritzt. Kommt Oma Anni vorbei, leuchten seine Augen, und wie ein junger verliebter Bengel holt er mit der Kanne aus und lässt das ganze Wasser auf sie schwappen. „Ach“, ziert sie sich erst, „meine Frisur! Ich hab die Haare frisch gelegt.“ Doch als ihr Mann, die Kinder, Enkel und Urenkel lachen, kann auch sie nicht mehr ernst bleiben und stimmt fröhlich ein. „Die Familie fängt viel auf“, ist Pia überzeugt, und ihr ist bewusst: „Diese gemeinsame Zeit, die wir haben, ist ungeheuer kostbar.“

Wie glücklich sich auch die Urenkel schätzen, belegt ein Schulaufsatz, den eine von Pias Nichten in der dritten Klasse verfasste: „Mein Opa“, schrieb sie, „ist mindestens hundert Jahre alt oder noch älter. Er hat keine Haare mehr, aber dafür isst er immer viele Süßigkeiten mit uns.“

## Die Gummi-Ente

*Marie (42) kümmert sich seit einiger Zeit um ihren Schwiegervater (81); vor zwei Jahren hat die Familie den ehemaligen Direktor eines Versicherungsbüros zu sich genommen. Er ist vollständig in den Familienalltag integriert. Marie hofft, dass er körperlich noch lange so fit bleibt wie jetzt.*

Marie erinnert sich genau: „Es war ein Zeitungsartikel, der mich drauf gebracht hat!“ In der Süddeutschen Zeitung hatte sie vor gut einem Jahr ein Gespräch zwischen Maria Furtwängler und Ursula von der Leyen gelesen, in dem die beiden ihre Erfahrungen mit den dement gewordenen Vätern austauschten. „Bei fast jedem Satz dachte ich: Ja, das kenne ich genau, so geht es uns auch!“ Marie hat vor zwei Jahren ihren Schwiegervater zu sich genommen, der körperlich noch sehr rüstig ist, geistig hingegen stark eingeschränkt. Mit einem geregelten Tagesablauf, externer Hilfe, Unterstützung durch die Schwester ihres Mannes – und mit Humor bewältigen alle zusammen die Situation. Für Lukas, ihren vierjährigen Sohn, ist der Großvater manchmal fast wie ein Bruder, scheint ihr.

„Die Idee mit den Schwimmflügeln fand ich toll von unserer Ministerin“, lacht Marie, „das wollte ich sofort ausprobieren.“ Zunächst war es gar nicht so leicht, Schwimmflügel in passender Größe zu finden. Bei einem Spezialversand wurde Marie fündig und bestellte vorsichtshalber gleich zwei Paar. Nachdem die Lieferung eintraf, wollte Marie eine Anprobe machen, aber wie nur? Vor dem Abendessen erzählte sie ihrem kleinen Lukas davon, dass sie bald mal wieder schwimmen gehen würden, wenn das

Wetter weiterhin so warm bleibe. Als ob er es geahnt hätte, dass er ihr damit einen Gefallen tat: Lukas rannte zu seinem Schrank und zerrte seine Kinderschwimmflügel hervor. Damit rannte er zum Opa, der sie aufblasen sollte, dann tobte er mit Schwimmbewegungen durchs Zimmer und kündigte an, die Schwimmflügel so lange anzubehalten, bis er im Wasser wäre, „überheute“. Marie schmunzelte begütigend: Bis zum Abendessen dürfe er sie auf jeden Fall anbehalten, sagte sie zu ihm. Aber das war mit Lukas nicht zu machen. Daraufhin beschloss Marie: „Dann ziehen wir zum Abendessen alle Schwimmflügel an!“ Bevor der Opa sich's versah, bekam auch er ein Paar (Erleichterung, sie passten!), und ihr Mann und sie teilten sich das Ersatzpaar. Das war ein äußerst lustiges Abendmahl! Vor lauter guter Laune vergaßen sie ganz, ein Foto zu machen, und das tut Marie noch heute leid.

Die nächste Hürde war: in welches Schwimmbad? Bevor sich Marie mit ihrer Mannschaft in ein öffentliches Bad traute, wollte sie das Schwimmprogramm gerne mal etwas ungestörter ausprobieren. Aber ein nahe gelegener See schien ihr zu gefährlich. Bei einer Plauderei mit ihrer Schwägerin erwähnte diese eine Bekannte, die ein eigenes kleines Schwimmbad im Garten hatte.

Es dauerte nicht lange, da wurde ein Badenachmittag verabredet. Marie war schon sehr gespannt. Diesmal allerdings sperrte sich der Schwiegervater zunächst gegen die Schwimmflügel. Als Marie ihn dann aber beiseitennahm und ihn bat, heute ausnahmsweise Schwimmflügel anzuziehen, damit Lukas seine anbehalten würde, nickte der Opa verständnisvoll.

Sie hatten einen Sommertag wie im Bilderbuch erwischt, und alle hatten einen Heidenspaß im Wasser. Der Schwiegervater

schwamm glücklich seine Bahnen, beschwerte sich höchstens mal über das arg kleine Becken, und die Schwimmflügel schienen ihn gar nicht mehr zu stören; Marie, die ja auch immer auf Lukas ein Auge haben musste, wusste jetzt: Mit den Schwimmflügeln könnten sie doch auch mal einen Ausflug an den See wagen.

Die Gastgeberin brachte allen ein Eis, Lukas entdeckte auf dem Gelände mit Begeisterung einen leeren Hasenstall, einen übervollen Johannisbeerstrauch und in einem Holzverschlag eine Kiste mit in die Jahre gekommenen Wasserspielsachen, die der Junge sofort an den Beckenrand schleifte. Jetzt warf er ein Teil nach dem anderen Richtung Opa ins Schwimmbad: einen Wasserball, eine Mickymaus-Figur, einen Tauchring, eine Sandschaufel, eine Plastikkugel, und schwups!, eine Gummi-Ente. Jedes Mal johlte er dabei und rief lauthals „Marmelade im Schuh!“ Dann sprang er wieder ins Wasser und begann eine kleine Wasser-Spielzeugschlacht mit dem Opa. Marie sah besorgt auf ihren wilden Sohn und seinen Großvater: Würde es dem alten Herrn nicht doch zu viel und zu laut werden? Die Stimmung konnte unvermittelt kippen. Und noch während sie das dachte, war es auch schon so weit: Sie hörte ihren Schwiegervater wütend ausrufen: „Die anderen sollen raus hier!“ „Wer?“, fragte ihn die Schwägerin sofort erschrocken, und alle schauten zu Opa, der einen rührend-seltsamen Anblick bot: Die kleine Gummiente hatte er beschützend unter seine rechte Achsel geklemmt, während er zornig mit den schwimmbeflügelten Armen versuchte, die anderen Spielsachen von sich weg zu schubsen. „Die anderen müssen weg hier, aber schnell!“, rief er nochmals aus.

## Vier Frauen auf dem Sofa

„Aber der Opa darf die Ente nicht behalten!“ Jetzt drohte auch Lukas, anstrengend zu werden, denn er plärrte gleich weiter: „Ich will die Ente auch mal haben.“ Eine leckere Johannisbeerschorle und ein paar Käsebröte brachten wieder Ruhe in die Gesellschaft; die nette Gastgeberin hatte Lukas an die Hand genommen und mit ihm alle Spielsachen eingesammelt.

Marie staunte nicht schlecht, als sie am nächsten Tag in Opas Zimmer die Gummi-Ente entdeckte. Sie wusste erst nicht, ob sie seufzen oder grinsen sollte. Jedenfalls würde sie sich bei der Schwimmbadgastgeberin mit einem kleinen Blumenstrauß melden. Wie sie Lukas die vom Opa annektierte Ente erklären sollte, wusste sie allerdings noch nicht, und sie beschloss, erst mal nicht weiter darüber nachzudenken, sondern lieber das „Tier“ als neue Persönlichkeit in der Familie zu begrüßen.

Tatsächlich wurde die schon etwas mürbe gewordene Gummiente einige Monate zur treuen Begleiterin des Großvaters. Sie bekam einen Platz neben seinem Teller, bei seinem Zahnputzbecher, in der Seitentürablage im Auto, neben seiner Nachttischlampe. Ein ungewöhnliches Bild: die noch immer imposante Erscheinung des einstigen Versicherungsfilialdirektors mit dem verblichenen Plastikspielzeug. – Aber in der Demenz ist die Zeit reine Gegenwart.

Aus ebenso unerklärlichen Gründen, weshalb der Großvater die Ente plötzlich in sein Leben aufgenommen hatte, schien sie nach einiger Zeit ihre Bedeutung zu verlieren. Zur Sicherheit bewahrt Marie die Gummi-Ente aber bei den Schwimmflügeln auf.

*2008 gründete Hildegard Krüger (64) die Alzheimer Gesellschaft Emden-Ostfriesland e.V. Zuvor war sie zwölf Jahre lang als Gerontopsychiatrische Fachkraft in der Altenpflege tätig. Bereits seit 2001 moderiert und betreut sie Gruppen Angehöriger von Menschen mit Demenz und wirbt für Verständnis: „Rational denkenden Menschen fällt es schwer zu begreifen, dass Demente ihr eigenes, ganz anderes inneres Erleben haben.“*

„Nicht diskutieren! Nicht kritisieren! Nicht argumentieren!“, rät Hildegard Krüger für den Umgang mit Menschen mit Demenz und erklärt: „Die Betroffenen haben ein ausgeprägtes Gefühl dafür, ob sie wertgeschätzt werden.“

Als Beispiel nennt sie eine Begebenheit in dem Seniorenheim, in dem sie zu einer Zeit gearbeitet hat, als noch Zivildienstleistende das Pflegepersonal unterstützten. „Die meisten waren sehr freundlich“, erinnert sie sich, und besonders einer ist ihr im Gedächtnis geblieben. „Ein sehr netter Zivi“, wie sie sagt, „aber manchmal ein bisschen arg vorwitzig.“ So warf er sich eines Tages in Pose und kredenzte einer alten Dame, die nach etwas zu trinken verlangt hatte, eine Flasche Mineralwasser wie ein Oberkellner den Grand Cru im Vier-Sterne-Lokal. Nonchalant hielt er ihr das Etikett unter die Nase und fragte: „Passt der Jahrgang?“ Die Frau wich zurück, blickte zuerst irritiert auf die Flasche, dann irritiert auf den Zivi. Der lachte über seinen kleinen, nicht übel gemeinten, aber misslungenen Scherz. Die Dame aber ließ ihn nicht ungeschoren davonkommen: „Junger Mann!“, entrüstete sie sich,

„ich weiß, dass ich krank bin, aber blöd bin ich noch lange nicht!“

In Schulungen und Einzelgesprächen geben Hildegard Krüger und ihr Team Angehörigen Rat, sie betreuen eine Selbsthilfegruppe, vermitteln ausgebildete Alltagsbegleiterinnen in Haushalte und leiten Betreuungsgruppen – in der Malschule der Kunsthalle Emden, wo unter Anweisung einer Kunsttherapeutin gepinselt und geformt wird, sowie im Ökowerk, einem Umweltbildungszentrum, in dem das Erleben über die Sinne im Vordergrund steht. Mit dem breit gefächerten Angebot ist der Verein bemüht, so viele Menschen wie möglich anzusprechen und zu unterstützen. „Es gibt mehr als fünfzig Formen von Demenz“, weiß Hildegard Krüger. Für jeden einzelnen Betroffenen ist es wichtig, dass er dort abgeholt wird, wo er ist, dass er Menschen um sich hat, die Verständnis für ihn und seine Situation zeigen.

Dieses Glück hatte ein älterer Herr, der mit Lewy-Körper-Demenz lebte und wiederholt visuelle Halluzinationen hatte. „Seine Frau konnte ihm nicht helfen“, berichtet Hildegard Krüger, doch er hatte eine sehr enge Bindung zu seinem Sohn, mit dem er häufig telefonierte. So griff er eines Tages sehr verzweifelt zum Hörer und berichtete dem Sohn von einem „großen Problem“: „Bei mir sitzen vier Frauen auf dem Sofa“, schilderte er und fragte verzagt: „Was soll ich nur mit vier Frauen? Das ist mir zu viel. Ich kann doch nicht mit vier Frauen in die Stadt!“ Der Sohn hörte die tiefe Verzweiflung in der Stimme des Vaters, im Hintergrund die Mutter, die weinte und schluchzte: „Er

kennt mich nicht mehr.“ Er reagierte ganz ruhig: „Das ist kein Problem, Vater“, sagte er sanft. „Du gehst jetzt zum Sofa, streckst die Hand aus, und die Frau, die sie nimmt, mit der gehst du in die Stadt.“ Der alte Mann tat, wie ihm geheißen, ergriff die Hand seiner Ehefrau, und die drei anderen Damen lösten sich in Luft auf. Zufrieden gingen die beiden in die Stadt.

## Zerrissene Zeit

*Dr. Henning Scherf war erst fünfzig, als er 1988 mit seiner Frau in eine Alters-Wohngemeinschaft einzog. Der promovierte Jurist, der zehn Jahre lang SPD-Bürgermeister und Präsident des Senats in Bremen war, ist Fan von Wohngemeinschaften für Menschen mit Demenz. Als „Untermieter“ in verschiedenen WGs freundete er sich mit ihren Bewohnern an und erzählt voller Herzenswärme von seinen Erfahrungen.*

Es ist ein bisschen wie früher in einer intakten Großfamilie: Zehn Menschen leben zusammen in einer Wohngemeinschaft, kochen und essen gemeinsam. Spielen, singen. Sind füreinander da. Lernen voneinander. Im kleinen Garten wachsen Gemüse, Salat und Blumen in Hochbeeten, sodass bequem gegossen, Unkraut gejätet und geerntet werden kann. Alle WG-Mitglieder haben ihre kleinen Aufgaben, leisten, wozu sie in der Lage sind. Das funktioniert, obwohl – und das ist der Unterschied zu der Mehr-Generationen-Großfamilie von einst – jede dieser zehn Personen fortgeschrittenen Alters ist und an einer Form von Demenz leidet. „Früher glaubte ich, Demenz sei eine Krankheit“, sagt Henning Scherf, „heute weiß ich, es handelt sich um eine dramatische Form des Alterns. Der Kopf altert dabei schneller als der übrige Körper.“

Dass das Leben dennoch schön und lebenswert sein kann, erfährt der Ex-Politiker immer wieder: Seit fünf Jahren quartiert er sich regelmäßig in Pflege-Wohngemeinschaften ein. Wenn er erzählt, was er dort erlebt, gelingt es ihm tatsächlich, die Angst vor dem Vergessen zu nehmen. Er ist ein Botschafter dieser eigenen Welt, in der die Uhren anders ticken.

„Das innere Ich befindet sich außerhalb der Zeit, ist unabhängig von der Zeit. Im tiefsten Inneren unserer Existenz gibt es ein Wesen, das sich außerhalb der Zeit befindet“, schrieb Marcel Proust. Henning Scherf begibt sich geduldig auf die Suche nach diesem Ich. „Es findet sich immer ein Punkt, an den man anknüpfen kann“, weiß er und erzählt von einer Bremer Schauspielerin, die er als Schüler in den 50er-Jahren im Theater angehimmelt hat. Mittlerweile ist sie eine gute Freundin. Persönlich kennen gelernt hat Scherf die Schauspielerin in ihrer Wohngemeinschaft, in der er drei Wochen lang lebte. Das bedurfte der Vorbereitung, des Sich-vertraut-Machens – mit dem Projekt und vor allem mit den Bewohnern. Spricht er mit ihr von Stücken, in denen sie mitgewirkt, von Rollen, die sie gespielt, von Kritiken, die sie erhalten hat, kann er sie abholen.

Trotz Abraten des Arztes besucht er mit ihr Theateraufführungen und erkennt: „Sie findet das ganz wunderbar, nimmt teil, ist angeregt, fühlt sich lebendig.“ Anfang neunzig mag die Schauspielerin sein, fragen möchte er sie nicht, schließlich sei sie noch immer eine Dame, die dennoch im WG-Alltag erstmals Gefallen an kleinen Haushaltstätigkeiten gefunden hat. Sie schält Kartoffeln, putzt Gemüse, deckt den Tisch ein. Wenn eine Mitbewohnerin beim gemeinsamen Abendessen untätig bleibt, schmiert sie ihr ein Brot, belegt es, schneidet mundgerechte Häppchen und schiebt sie ihr zu, bietet zaghaft an. Alles ohne Worte, doch mit viel Einfühlungsvermögen. „Das geht sehr langsam“, hat Henning Scherf beobachtet, „doch es ist wunderbar zu sehen, wie Menschen einander helfen – mit dementem Kopf.“

Die ehemalige Schulhausmeisterin Gertrud hat das Zepter in der Küche übernommen. Als sie noch allein lebte, litt sie oft unter Schwindelanfällen, kippte um. In der Wohngemeinschaft entscheidet sie, was gekocht wird, wenn die Bauern frisches Gemüse anliefern. Sie animierte die Schauspielerin zur Küchenarbeit, backt mit ihr Kuchen für den Nachmittagskaffee. Ihre Idee war es auch, mit den Mitbewohnern Zahlen-Scrabble zu spielen, „weitaus anspruchsvoller als *Mensch ärgere dich nicht*“, wie Scherf festgestellt hat. Es wird kombiniert, Zahlenreihen werden gelegt. Wütend schmiss ein Mitbewohner dabei ständig alle Karten durcheinander, sodass die Initiatorin entschied: „Mit dem will ich nicht mehr.“ Der Störenfried aber wollte weiterspielen. Allerdings bedurfte es männlicher Ansprache, um ihn mit den Regeln vertraut zu machen: „Er war interessiert an mir und hörte zu, als ich ganz behutsam und nicht belehrend mit ihm redete“, berichtet Henning Scherf von dem kleinen Erfolgserlebnis. Auf der Suche nach einer Stelle, wo er „andocken“ kann, erfährt Scherf, dass der Mann früher Klavier gespielt hat. Ein Instrument wird besorgt, und ohne Noten spielt der Demente Ragtime, den amerikanischen Vorläufer des Jazz, dessen Name sich von „ragged time“ ableitet: zerrissene Zeit. Versunken beugt er sich über das eigene Fingerspiel auf der Tastatur und singt dazu englische Texte. Die Mitbewohner klatschen begeistert. Er ist glücklich, seine Tochter verwundert: „Das hat er seit dreißig Jahren nicht mehr gemacht.“

Die kleinen Geschichten, die Henning Scherf mit viel Herzenswärme erzählt, haben alle einen gemeinsamen Nenner: Man muss nach einem Ansatzpunkt suchen ... mit was kann

ich berühren? Bei dem einen ist es das Schachspiel, das er vor Jahrzehnten aufgegeben hat, dessen Figuren er aber noch immer kennt und dessen Züge er beherrscht. Andere lieben es, Texte zu singen, die sie als Kind gelernt haben, und freuen sich darüber. Als aufmerksamer Beobachter erkennt Scherf die „flinken Augen“ einer Frau, die sich verbal nicht mehr äußern kann und nur noch vogelähnliche Laute von sich gibt. „Aber sie weiß immer, wo es etwas zu essen gibt“, schmunzelt er. Ein weiterer Mitbewohner, der in verwahrlostem Zustand einzog, kleidet sich nun stets korrekt und mit Krawatte, kann aber nicht stillsitzen und verlässt während der Mahlzeiten immer wieder den Platz, um seine Runden zu drehen. „Man muss Geduld haben und darf nicht dazwischenfunken“, rät der prominente WG-Besucher. Jedmögliche Kommunikation empfindet er dennoch als wichtig, auch wenn ein Gespräch oftmals nicht mehr wirklich zu führen sei. So habe dieser Mann nur noch zwanzig Sätze parat, die er regelmäßig anwende und womit er immerhin eine Trefferquote von zwei Dritteln erziele. „Wenn’s passt, lobe ich ihn über allen Käse“, sagt Scherf.

Ebenso dringlich sei die Beteiligung am alltäglichen Leben – etwas zu tun zu haben, nicht nur herumzusitzen und darauf zu warten, bedient zu werden. Durch kleine Anregungen und Aufgaben erhalte der Tag Struktur, es passiere etwas, ist Henning Scherf überzeugt.

Die beste Möglichkeit, diesen Anspruch umzusetzen, bieten für den ehemaligen Regierungschef Pflege-Wohngemeinschaften mit zehn bis zwölf Personen. Er weiß, dass es einer sensiblen Auswahl der WG-Mitglieder in unterschiedlichen Stadien der Demenz bedarf. Ein Unterstützerkreis von außen

ist unabdingbar. Die Kosten seien jedenfalls besser auszubalancieren, wenn eine ambulante Pflegehilfe zehn Patienten an einem Ort anstelle von nur einem versorge. „Ambulantisierung“, nennt Scherf den Fachbegriff für diese Betreuungsform, die sich immer mehr durchsetze. Wenn er zurückdenkt an seine zwölfjährige Amtszeit als Bremer Sozialsenator, in der er auch für die Alters- und Pflegeeinrichtungen in der Trägerschaft des Stadtstaats verantwortlich zeichnete, erinnert er sich: „Das waren in den 80er-Jahren noch Verwahrungshäuser für verwirrte Leute.“

Henning Scherf wirbt mit seinem Buch „Altersreise“, in Vorträgen und mit Aktionen für Verständnis, und er schafft Öffentlichkeit. Er nimmt an Fahrradausflügen teil, bei denen Gesunde und Demente auf einem Tandem gemeinsam strampeln. Die körperliche Bewegung in der Natur und das Erleben von Gemeinschaft sind ihm dabei ebenso wichtig wie die sichtbare Präsenz: „Wir gehören dazu!“ Begeistert erzählt er von einer gemeinsamen Aktion mit dem Verein „Konfetti im Kopf“ auf der Hamburger Mönckebergstraße, wo Menschen mit Demenz und Gesunde Bilder malten und sich darüber verständigten. Er plädiert dafür, Demente, solange es irgendwie geht, mit einzubeziehen, und er ist überzeugt: „Das ist die beste Therapie.“

Bereits als Schüler hat Henning Scherf den Begriff „Demenz“ erstmals gehört. 1957 absolvierte er ein sechswöchiges Praktikum in den von Bodelschwingschen Anstalten in Bethel. Damals glaubte man, erinnert er, Demenz sei eine Form einer psychischen Erkrankung. Seine regelmäßigen Kontakte mit

Betroffenen haben ihn zu der Auffassung gebracht: „Das ist keine normale Erkrankung, sondern eine Veränderung der Persönlichkeit, mit der man sich vertraut machen muss.“ Er weiß, dass Partner und Kinder von Dementen sich oft überfordert fühlen, allein nicht mehr weiterwissen und Unterstützung benötigen. Doch Scherf ist ein Mann, der Mut macht und Lösungswege aufzeigt. Der Hoffnung gibt, wenn er von seinen Erfahrungen in kleinen Pflege-Wohngemeinschaften erzählt. „Ich kenne bis jetzt nur eine einzige Person, die nicht dort bleiben konnte, eine 61-jährige Sportlehrerin, die körperlich fit war, aber unter einer sehr dramatischen Form von Demenz litt“, erzählt er. Auch um sie habe er sich bemüht, sei mit ihr Stunden durch Wald und Wiesen gerannt, habe Blätter mit ihr gesammelt, die Tiere erklärt ... Sie war nicht mehr zu erreichen und musste in die Psychiatrie eingewiesen werden. „Alle anderen sind geblieben“, sagt Henning Scherf. Für sie ist der prominente Besucher mehr als ein Gast in der Wohngemeinschaft. Er gehört dazu. Ebenso wie Menschen mit Demenz zu uns gehören und ein Teil unserer älter werdenden Gesellschaft sind.

## Süß und charmant

*Filmemacher und Autor David Sieveking (37) begleitete seine Mutter Gretel eineinhalb Jahre lang mit der Kamera. Seine ein-drucksvolle Dokumentation „Vergiss mein nicht“ ist ein „Liebes-film mit melancholischer Heiterkeit“, wie er sagt. Während des Drehs lernte David die intellektuelle Altachtundsechzigerin von einer neuen Seite kennen: Gretel bezauberte gefühlvoll, ehrlich, direkt und mit viel Humor. „Der Umgang mit Demenz ist eine gute Verhaltensschule“, glaubt David. Er und seine ganze Familie hätten viel von der Mutter gelernt. Warmherzig beschreibt er amüsante Erlebnisse und betont, wie wichtig es ist, gemeinsam zu lachen.*

„Wer bist du?“, fragt Gretel. – „Ich bin dein Sohn, du hast mich geboren.“ – „So ein Quatsch! Du bist ja viel zu groß.“ Als David für einige Wochen aus Berlin in sein Elternhaus nach Bad Homburg zieht, um seinen Vater Malte zu entlasten, ist das ein Neuanfang. Die Mutter, die ihn zur Welt gebracht und großgezogen hat, gibt es nicht mehr. Seit 2008 lebt Gretel (Jahr-gang 1937), ehemalige Fernsehmoderatorin, Feministin und vom Schweizer Staatsschutz überwachte Revolutionärin, mit Demenz. „Anfangs war ich traurig, dass wir unsere intellek-tuellen Gespräche nicht mehr führen konnten“, erzählt David. Doch Gretel überrascht ihn mit einer nie dagewesenen Offen-heit, mit der sie ihre Gefühle zeigt und auch seine wahrnimmt. Sie nimmt ihn in den Arm, kann ihm am Gesicht ablesen, wie es ihm geht. Ihre Aussagen sind so ehrlich und direkt, ohne Kalkül, dass es ihr gelingt, eine neue Form von Nähe und Intimität innerhalb der Familie zu schaffen. Mit über siebzig

agiert Gretel mit der Unschuld eines Kindes, das Fröhlichkeit verbreitet. Oft findet sie etwas witzig, lacht herzerfrischend, und Mann und Kinder stimmen ein, ohne zu wissen, um was es geht. Auf der anderen Seite sorgt sie mit schlagfertigen Antworten für gute Laune.

Eine Filmszene ist so komisch und beweist, dass das Leben tatsächlich die besten Geschichten schreibt: David fährt mit Gretel im Auto in die Schweiz und macht sie auf die Berner Alpen aufmerksam: „Gretel, das, was wir eben gesehen haben, war die Jungfrau.“ „Wer war das zum Beispiel?“, will sie wissen und legt nach: „Ich war’s nicht, ich war’s nicht.“

„Über Situationskomik zu lachen bedeutet nicht, jeman-den auszulachen“, betont David Sieveking. Er genießt es, sich von Gretels Lachen anstecken zu lassen, und freut sich über die Fähigkeit der Mutter, über sich selbst zu lachen. „Sie hat ihr Gedächtnis, aber nicht ihren Humor verloren“, sagt er. Ihre Unbekümmertheit überträgt sich und überwiegt den Kummer. Die Demenz hat Gretel von Stolz und Sorgen entle-digt und neue Möglichkeiten offenbart: „Man kann trotzdem gut gelaunt sein und eine gute Zeit haben“, lernt der Sohn. David und Gretel beobachten zusammen Vögel, spielen Ball, einfache Dinge, die beiden Vergnügen bereiten.

Teilhaben am Leben, sich nicht für Defizite wie Verwirrung oder Desorientierung schämen, das sieht David als wichtige Voraussetzungen für ein gutes Leben, auch mit Demenz. Dafür wünscht er sich mehr gesellschaftliche Akzeptanz. Nicht selten hat David das Gefühl, dass er und seine Mutter wie „Außer-irdische“ betrachtet werden. Geht er mit ihr in die Stadt, um

einzukaufen, und sie bleibt an Wühltischen stehen und befühlt die Ware, bekommt sie nicht selten die böse Reaktion einer Verkäuferin zu spüren: „Legen Sie den Pulli zurück!“ – Gretel verblüfft mit ihrer Antwort: „Ihre Haare hätte ich auch gerne!“ – „Sie war immer süß und charmant“, sagt David. Er beobachtet, wie wohl sich die Mutter unter fremden Menschen fühlt, die sie nicht von früher kennen. Wie gerne sie im Café Unbekannte anspricht und ihnen Komplimente macht. So setzt sie sich ungefragt an einen Tisch zu einem Mann, der mit seinen Tätowierungen, Goldketten und langen Haaren auffällt. „Sie sehen aber schön aus“, strahlt Gretel ihn an. Andererseits hat sie ein sensibles Gespür für falsche Höflichkeit oder Mitleid, das sie nicht haben möchte. Wenn Gretel etwas missfällt, ist sie „widerspenstig“, aber nie aggressiv, wie ihr Sohn bemerkt.

Aggressionen aufgrund von Überforderung oder Hilflosigkeit erkennt er allerdings bei sich selbst und seinem Vater Malte. „Ohne Hilfe geht es nicht“, stellt er fest und wünscht sich mehr Unterstützung für Angehörige. Als besonders wichtig erachtet er eine individuell zugeschnittene Kurzzeitpflege, die es pflegenden Familienmitgliedern ermöglicht, sich zu erholen und neue Kraft zu tanken. Auch seine Mutter kommt zeitweise in ein Heim, dann holt der Vater sie wieder nach Hause. „Wir wollten die verbleibende Zeit gemeinsam mit ihr erleben und nicht die Augenblicke versäumen, in denen ihre Aufmerksamkeit da war“, erklärt David. Er beobachtet, dass sein Vater „viel mehr Spaß mit der Mutter“ hat, wenn Kinder oder ambulante Betreuer ihm Auszeiten ermöglichen. Lange war der pensionierte Mathematiker 24 Stunden am Tag alleine für Gretel da. Das geht an die Substanz. Als sie sich in der Küche nicht mehr

zurechtfand, lernte er kochen. „Dauernd wollte Gretel futtern und naschen“, erzählt David. Wenn sein Vater ein Menü zubereitet mit Vorspeise, Seelachs und Kartoffeln zum Hauptgang und mit Dessert, isst sie mit Appetit. Doch kaum hat sie den letzten Bissen heruntergeschluckt, fragt sie: „Wann gibt’s was zu futtern?“ – „Wir haben eben gegessen.“ – „Ohne mich?“, fragt sie. – „Doch, du warst dabei.“ – „Ich war dabei?“ – „Ja, das ist dein Teller. Du hast alles aufgegessen.“ – „Und“, fragt Gretel, „hat’s mir geschmeckt?“ – „Ja“, lautet die Antwort zu ihrer Zufriedenheit, „es hat dir geschmeckt.“



## Der Sachbuch-Verlag rund um das Thema Demenz

Gute und sinnvolle Bücher und Beschäftigungsangebote für Menschen mit Demenz und Ihre Angehörigen: mit diesem Ziel wurde der SingLiesel-Verlag als Initiative betroffener Angehöriger gegründet.

Gemeinsam mit Experten aus Wissenschaft und Praxis ist eine breite Produkt-Palette entstanden: Hierzu zählen u.a. das „singende“ Buch „Die SingLiesel“, die dem Verlag den Namen gab, die „Sprichwort-Geschichten“ oder „Das gelingt immer“-Puzzle.

**Diese und viele weitere Produkte finden Sie  
im Buchhandel oder unter [www.singliesel.de](http://www.singliesel.de)**



# SingLiesel

„Es findet sich immer ein Punkt, an den man anknüpfen kann.“  
*Dr. Henning Scherf, Bürgermeister und Senatspräsident  
von Bremen a.D.*

„Das Thema Demenz ist in der Gegenwart angekommen.“  
*Tilman Jens, Journalist und Angehöriger*

„Liebe ist das Allerwichtigste.“  
*Purple Schulz, Sänger und Angehöriger*

„Man kann trotzdem gut gelaunt sein und eine gute Zeit haben.“  
*David Sieveking, Filmemacher und Angehöriger*

Über vierzig zum Teil prominente Gesprächspartner erzählen den Autorinnen Ute Dahmen und Annette Röser von ihren Erlebnissen mit Menschen mit Demenz. Persönlich, berührend, liebevoll.

Die Geschichten geben einen tiefen, intimen und nicht selten amüsanten Einblick in den Alltag mit Demenz. Sie zeigen, dass das Leben mit Demenz nicht nur Last, sondern auch Bereicherung sein kann.

